



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Düntzer, Heinrich: Ein Jesuit über Goethe.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ein Jesuit über Goethe.

Don Heinrich Dünker.



aß dem gebornen Feinde des Protestantismus und jeder freien Religionsrichtung, der sogenannten Gesellschaft Jesu, die klassische deutsche Literatur, schon weil sie nicht auf katholischem Boden gewachsen, zum Ärgernis geworden ist, ist ebenso natürlich als ihr Streben, ihre Zöglinge und alle katholischen Seelen vor dem Gifte zu warnen, das unter diesen verführerischen Rosen dem wahren Glauben drohe. Aber statt sich damit zu begnügen, will sie den Beweis liefern, dieser Stolz des deutschen Volkes leide an Fäulnis, die als große Männer verehrten Dichter und Weisen seien so unsittlich wie kezerisch gewesen. Freilich ist dies sehr leicht, wenn man mit dem zum Katholizismus übergetretenen und eben deshalb verherrlichten Stolberg von dem Sage ausgeht, jeder, der nicht an die Göttlichkeit des Christentums glaube, sei ein schlechter Mensch, wonach dieser auch schnöde über seinen Jugendfreund Goethe aburteilte, der dem Treulosen so viel zu vergeben hatte und wirklich vergab, aber doch nicht hindern konnte, daß dieser ihm Tücke und Unredlichkeit andichtete und so seinem Glauben sein Gewissen zum Opfer brachte. Dieses Opfer zu bringen ist denn auch dem Jesuitismus eine Herzenssache; je schlechter, niederträchtiger und armseliger man das Bild unsrer deutschen Klassiker zeichnet, um so glänzender glaubt man sich um den Orden und das Christentum verdient gemacht zu haben, ohne zu ahnen, wie viel man selbst der geschmähten Wissenschaft und Kunst verdankt. Um die Mittel ist man nicht verlegen. Je vielseitiger, verschlungener und reicher das Leben eines gottbegabten Geistes ist, umso weniger Mühe kostet es, einen Lustbau von Mißverständnissen, Mißdeutungen und Schmähungen gegen ihn aufzuführen und aus dem edeln, redlich strebenden, zu vollster Entwicklung gelangten Manne ein Zerrbild jämmerlicher Schwäche, eiteln Wahnes und arger Sündhaftigkeit zu machen.

Die Mission, dieses Verdammungsurteil an Goethe zu vollstrecken, hat Alexander Baumgartner übernommen, der schon vor sechs Jahren mit einer Schrift: „Goethes Jugend. Eine Kulturstudie,“ aus den Hallen von Maria Laach hervorgetreten ist. Seine Gewissenlosigkeit und Unkenntnis habe ich gleich damals in der „Frankfurter Zeitung“ (1880, Nr. 10 u. 11) ausführlich aufgezeigt. Zur Widerlegung wurde mir aus dem Hauptquartier Innsbruck ein gemeines Schmachsonett auf Goethe eingesandt, mit der bloßen Angabe, es sei Abschrift eines 1828 in Karlsbad gemachten Gedichtes, dessen Verfasser

ebensowenig genannt war als der so edel sich rächende Einsender. Ich bewahre die Sendung als eine Reliquie. Einige Jahre später gab Baumgartner „Goethes Lehr- und Wanderjahre in Weimar und Italien“ heraus, die ich ruhig ihren Weg wandern ließ, da ich den bösen Geist kannte, der sie erzeugt hat. Soeben ist nun mit der Bezeichnung „zweite, vermehrte und verbesserte Auflage“ der erste Band eines Werkes „Goethe. Sein Leben und seine Werke“ (Freiburg i. B., Herder) erschienen, in welchem der Verfasser „mit Zuziehung der neuesten Goethe-Literatur verschiedene Lücken ausgefüllt, sachliche Fehler zu verbessern und der äußern Form mehr Abrundung zu geben versucht haben“ will. Die meisten der von mir beispielsweise gerügten groben Fehler haben sich auch in die neue Ausgabe gerettet, was freilich wenig sagen will, da Unzuverlässigkeit und Flüchtigkeit der Charakter der ganzen von Mißwollen eingegebenen Arbeit ist. Selbstverständlich hat die katholische Kritik diesen schroffen Angriff auf den berühmten deutschen Heiden willkommen geheißen, aber auch in einem viel gelese- nen Blatte freierer Richtung wurde dem Verfasser zugestanden, er wisse gut Bescheid in den Schriften von und über Goethe und befeißige sich manchmal eines löblichen Strebens nach Objektivität. Bekanntlich sitzen die Gegner Goethes nicht allein im Jesuitenlager und auf den Kirchenbänken der strengen Rechtgläubigkeit, sondern auch ein guter Teil unsrer in Zeitschriften und Zeitungen rechtsprechenden jüngern Literaten und Schöngelster ist gegen den Altmeister verstimmt, weil man über ihm die Schöpfungen der Gegenwart ungerecht vernachlässige, und bedauert es am wenigsten, wenn derselbe derbe Stöße erleidet, deren Ungerechtigkeit man aus unzulänglicher Kenntnis von Goethe selbst und den Quellen seines Lebens auch weniger empfindet. Baumgartner hatte sich schon vorher gegen Lessing versucht und Longfellow's Dichtungen als ein literarisches Zeitbild der geistigen Bestrebungen Nordamerikas dargestellt, auch später mehrere Arbeiten geliefert, die von Geschick und Gewandtheit zeugen. Hier haben wir es mit dem „Goetheforscher“ zu thun, wie er in Parteiorganen genannt wird. Bei dem Totschweigen von vielen Seiten, die zum Zeugnis der Wahrheit berufen wären, ergreife ich gegen diese gewissenlose Mißhandlung der Wahrheit und unsers univervsellen Dichters noch einmal das Wort.

Wenn man Baumgartner eine gute Kenntnis von Goethes Werken und der betreffenden Literatur zugestand, so konnte dies nur von solchen geschehen, die, da ihnen selbst eine solche abging, sich durch den Schein blenden ließen. Seine Vertrautheit mit dem Dichter ist sehr oberflächlich und lückenhaft, keineswegs so allseitig und eindringend, wie sie derjenige besitzen muß, der die Summe von Goethes schriftstellerischen Leistungen zu ziehen wagt; selbst die bekanntesten Schriften, wenige ausgenommen, hat Baumgartner nur flüchtig gelesen, nicht in sich aufgenommen. Die gangbaren Arbeiten über den Dichter hat er zur Hand gehabt und daraus benutzt, was ihm gelegen schien. Die vielfachen, freilich sehr ungleich gegebenen Zitate werden keinen Kenner täuschen. Viele

Leute prunken gerade mit dem am liebsten, von dem sie die schwächste Kenntnis haben. Größere Werke, die bedeutende Aufsätze gesammelt enthalten, ohne daß der Titel vom einzelnen Kunde gäbe, wird man kaum angeführt finden, dagegen das „Goethe-Jahrbuch,“ das Baumgartner natürlich in niedriger Weise bespottet, manche Zeitschriften und Zeitungen bis zum Konversationslexikon herab. Titel kann man sich leicht aus bibliographischen Werken abschreiben und sie ohne Beziehung auf bestimmte Stellen in den Anmerkungen aufmarschiren lassen. Höchst unangenehm fällt das Prunken mit Zitaten auf. Oft werden mehrere gegeben, neben dem zutreffenden die durchaus unnötigen daraus abgeleiteten, wie S. 24, 257, 269, ja zuweilen folgt das ursprüngliche erst auf das abgeleitete, wie S. 51, 277. Auch fehlt wohl die eigentliche Quelle, und es werden nur von dieser abhängige gegeben, wie S. 73, 155, 271. Ganz irriges läuft verrätherisch mit unter. Wenn es S. 57 heißt: „Barnhagen von Ense, an sich kein sehr glaubwürdiger Zeuge, nimmt den wirklichen Fall Friederikens an,“ so möchten wir Baumgartner die Glaubwürdigkeit jenes ausgezeichneten Kenners wünschen. Die Angabe ist wunderbar verfehlt. Nicht um Barnhagen handelt es sich, sondern um einen von ihm herausgegebenen Bericht Näkes; aber auch Näke zeugt nicht, sondern er berichtet nur, was er von dem protestantischen Pfarrer in Sessenheim gehört hat. Und wir wissen jetzt, daß die Sache nur eine gehässige Klatscherei gegen den katholischen Amtsgenossen war, ja daß Näke in seinem Nachlaß diesen ihm zugebrachten gemeinen Klatsch widerrufen hat. Von alledem war also gar nichts anzuführen und besonders Barnhagen aus dem Spiele zu lassen, der an Friederikens Unschuld glaubte. Der kürzlich verstorbene Pfarrer Lucius hat für jeden, der die Wahrheit liebt, gegen die von katholischen Geistlichen gesponnene freche Verleumdung, die Geburt eines Kindes Friederikens werde durch ein Taufbuch bestätigt, den Beweis geliefert, daß diese im Elsaß immerfort als unbescholten gegolten hat. Das ist freilich dem Jesuitenpater nicht recht, und so wagt er die Behauptung, diese Argumente seien nicht durchschlagend, ja Goethes eigne Erzählung scheint ihm Friederikens Verführung psychologisch sehr wahrscheinlich zu machen. Die psychologische Wahrscheinlichkeit kann einzig darin liegen, daß es, da die Eltern den Liebenden den freiesten Verkehr gestattet hatten, bei der Sündhaftigkeit der Menschen und Goethes Heißblütigkeit fast unmöglich sei, das Mädchen sei nicht zu Falle gekommen. Aber nicht allein Goethes ganze Erzählung beweist das Gegenteil, sondern auch sein Besuch des Sessenheimer Pfarrhauses im September 1779; hätte er die Geliebte so schnöde betrogen, er würde sich wohl gehütet haben, ihr und den Eltern noch einmal vor die Augen zu treten. Aber je mehr Steine er gewissenlos auf Goethe werfen kann, umso größer ist die Freude unsers advocatus diaboli.

Wenn Baumgartner auch vieles und für die Bestimmung des Buches zu viel, zu kenntnislos und zu bunt durcheinander zitirt, so fehlen doch manche für seinen Zweck sehr wichtige Schriften. An erster Stelle nennen wir die auf ge-

Grenzboten, IV. 1885.

nauesten Studien beruhende Arbeit von Herbst „Goethe in Weimar,“ die, wie Baumgartner aus vielen Berichten erschen konnte, auch über die Krisis der Leidenschaft des Dichters ganz neue Aufschlüsse gebracht hat, welche ein gewissenhafter Lebensbeschreiber benutzen mußte. Bei dem Berichte über Goethes Großvater von väterlicher Seite kannte Baumgartner nicht die neuen Mitteilungen von Archivar Grotefend, die schon der zweiten Ausgabe meines Lebens von Goethe zu Gute gekommen sind. Ebenso wenig weiß er von den Aufklärungen, die wir neuerdings über Thorane, richtiger Thoranc, erhalten haben. Meine Schrift „Goethes Eintritt in Weimar,“ der erste Band meiner „Abhandlungen“ und manches andre von mir ist nicht benutzt.

So wenig beherrscht Baumgartner das Material. Noch schlimmer steht es mit der Benutzung der von ihm angeführten Bücher, die äußerst sporadisch ist, so daß man mit seinem Lieblingsausdrucke von ihm sagen kann, er habe darin nur gewühlt; an ein aufmerksames Lesen, um von besonnener Prüfung garnicht zu sprechen, ist nicht zu denken. Werden doch sogar die urkundlichen Stellen aufs flüchtigste angesehen, wie z. B. in einem Briefe an Frau von Stein das von Goethe genommene „Ärgernis“ als ein von ihm gegebenes gedeutet ist. Sehr vieles Bedeutende ist übergangen, manche Angaben sind so ungenau, daß der Rotstift, der ihnen nachginge, ein ergiebiges Feld fände. Von den vielfachen Verwechslungen seien nur ein paar wunderliche erwähnt. Der Baron Imhoff, der seine erste Frau, eine Nürnbergerin, in Indien an Hastings verkauft hatte, brachte zwei dort gekaufte „Mohrenknaben und Geschwister,“ Judan und Lauf, nach Weimar. Baumgartner macht diese „Mohrenknaben“ nicht bloß an einer, sondern an drei Stellen (S. 242, 299, 305) zu Söhnen Imhoffs und seiner ersten Gattin, während wir wissen, daß Lady Hastings die beiden Kinder erster Ehe bei sich behielt, ihr Gatte in liebevollster Weise für sie sorgte, sie erst sehr spät zum Besuche von Imhoffs Kindern aus zweiter Ehe nach Weimar kamen. Hätte Baumgartner die von ihm angeführten Bücher mehr als durchblättert, ein so arger Schnitzer hätte ihm nicht begegnen können. Aber freilich waren die beiden Mohrenknaben aus Imhoffs erster Ehe, wenn sie in Weimar vor den Augen der zweiten Frau wild herumliefen, ein pikanter Zug im Bilde der damaligen Residenz an der Ilm. Ein zweites Beispiel. Obgleich wir wissen, daß die vier Töchter der Frau von Stein vor Goethes Ankunft in Weimar gestorben waren, erklärt Baumgartner S. 488 das in einem Briefe Goethes vom Jahre 1781 und sonst mehrfach erwähnte „Linchen“ für deren Tochter. Bekanntlich ist darunter Karoline von Ilten verstanden, deren Beziehung zum Prinzen Konstantin bei Baumgartner nicht fehlt. Ein drittes Beispiel bietet Goethes Sohn, der S. 632 „Julius August Werther“ heißt; es wäre doch zu skandalös schön, wenn Goethe seinem Sohne den Namen des unglücklichen Helden seines ersten Romans gegeben hätte, und warum sollte man nicht aus dem Walther einen Werther machen! Oder ist dies bloß ein auf Baumgartens Ungenauigkeit spottender Druckfehler?

Diese durchgehende leichtfertige Flüchtigkeit kommt bestens Baumgartners Absicht zu Hilfe, in Goethes Leben alles schief und schlecht darzustellen, als ob dieser ihn in seinem Zoilo-Thersites vor der Göttin Victoria vorgeschaut hätte. Die Medisance ist die große Göttin, welcher der Jesuitenpater hier opferte; galt es doch ein gutes Werk: Goethes Ehre und Ruhm zu grunde zu richten. Wir würden nicht fertig werden, wollten wir alle groben Verunstaltungen der Wahrheit berühren; wir greifen wie in einen Noostopf, um die Gesinnung und die Wahrheitsliebe des geistlichen Herrn zu kennzeichnen, wobei wir alles übergehen, was schon in unserm 1880 erschienenen Aufsatz gerügt worden ist.

Die Goethes tiefstes Herz erregende Leidenschaft für Lili, welcher wir unsterbliche Lieder verdanken, heißt S. 167 f. „ein Roman von der allergewöhnlichsten Sorte.“ Noch in der Erzählung des Greises, um von den gleichzeitigen Briefen garnicht zu reden, tritt die Gewalt dieser Liebe so mächtig hervor, daß nur Baumgartners bitterer Groll und grimmiger Haß eine solche Verhöhnung der Wahrheit erklären können. Doch Goethe soll ja, ehe er nach Weimar ging, „schon zehn Liebesromane durchgemacht“ haben. Was mag sich Baumgartner wohl unter „Liebesroman“ denken? Sind denn alle Beziehungen Goethes zu befreundeten Mädchen Liebesromane? Die Begeisterung, die „Werthers Leiden“ hervorriefen, soll der junge Dichter benutzt haben, „eine sentimentale Korrespondenz mit der jungen Gräfin Auguste von Stolberg einzufädeln“ (S. 168). Wir wissen, daß die Schwester der beiden für ihn schwärmenden Grafen Stolberg, ohne ihn zu kennen, ihn brieflich gefragt hatte, ob er glücklich sei, und seine warme Erwiederung einen durch die innige Verbindung mit den Brüdern genährten Briefwechsel veranlaßte. Das nennt Baumgartner einfädeln. Aber er ist einmal ein Freund des Einfädelns und der Voraussetzung gemeiner Absichten Goethes. So läßt er auch den jungen Dichter „mit seiner zärtlichen Bruderliebe zu Cornelia gewöhnlich die Mädchen einfädeln“ (S. 289). Als ob es für ihn einer besondern Einfädelung bedurft hätte, und nicht vielmehr alle Mädchen, die zum Kreise der Schwester gehörten, von dem bezaubernden Jüngling hingerissen wurden! In der Familie Gerock mußte er gleichzeitig drei Schwestern „eingefädelt“ haben. Gerade diese, mit denen er auf dem vertrautesten Fuße der Freundschaft stand, zeigen, daß nicht bei allen Beziehungen zu Mädchen das Herz mitsprach und ein „Liebesroman durchgemacht“ wurde. Zu Maximiliane Brentano zog ihn nur der Schmerz, sie so unglücklich zu sehen. Freilich läßt Baumgartner ihn bei Brentano „sich als Hausfreund einschmuggeln und mit phantastischer Thorheit und mit der Sünde spielen“ (S. 108 f.). Goethes Briefe an die Barocke geben das entgegengesetzte Bild, das Baumgartner, wenn er keine Zeit hatte, diese zu lesen, aus ehrlichen Lebensbeschreibungen hätte schöpfen müssen; aber freilich hätte er dann auch nicht übergehen können, daß gerade der jungen unglücklichen Frau gegenüber Goethes Entsagungskraft, seine „Tugend“, sich aufs glänzendste bewährte.

Am schlimmsten kommt natürlich bei diesem Splitterrichter das Verhältnis zu Frau von Stein weg und alle diejenigen, die es der Wahrheit gemäß dargestellt haben. Baumgartner hält sich mir gegenüber nicht an meine neuesten Darstellungen, sondern an eine Äußerung, die ich vor mehr als zwanzig Jahren bei anderer Gelegenheit gethan, „dieses mystische Verhältnis habe an die äußerste Grenze des Erlaubten gestreift, ohne eigentlich sittenlos zu sein.“ Diese Bemerkung empört ihn so, daß er die glühende Schale sittlicher Entrüstung über mich und Goethe ausgießt, dem er alle Sünden, die er in seinem phantastischen Groll sich summiert hat, kapuzinermäßig vorhält, um zu beweisen, daß ein solcher Mensch unmöglich in dem vertraulichen Verhältnisse die Reinheit und Heiligkeit des Herzens habe bewahren können, wie sie selbst die Heiligen bei aller Wachsamkeit als eine große Gnade von Gott erfleht hätten. Jeder vernünftige Mensch wisse, daß von der Gefahr unreiner Liebe nur die Flucht vor der Gelegenheit retten könne. Ich bedaure, daß Baumgartner die Heiligengeschichten so schlecht kennt und sich von einem Laien sagen lassen muß, daß dort die Besiegung der stärksten sinnlichen Versuchungen gar keine Seltenheit ist. Die Versuchungen des heiligen Antonius stellte man selbst in Weimar schon im Februar 1776, nicht, wie Baumgartner berichtet, auf dem Theater, sondern auf einer Redoute dar. Aber nicht bloß Heilige haben solche Versuchungen siegreich bestanden, und kannte Baumgartner Goethe besser, als sein Haß es ihm möglich macht, Goethes starke Entsagungskraft könnte ihm kein Geheimnis geblieben sein. Wie armselig muß sein Glaube sein, wenn er behauptet, eine solche Besiegung der gierigen Leidenschaft überstiege alles bisher Dagewesene, wäre ein Wunder. Ja er läßt sich zu dem geschmacklosen Ausrufe hinreißen: „Heinrich Dünker! mir grauts vor dir!“ Diese Gretchenstimme des von Haß und Groll geschwollenen Jesuitenpaters, der mich schon in den Krallen des Satans sieht, ist urkomisch. Doch wenden wir uns von dieser Komödie wieder zur Sache, so hat Baumgartner meine aus dem Zusammenhang gerissenen Worte zu seinem Zwecke verändert; er läßt mich sagen, Goethe habe „zehn Jahre lang an den äußersten Grenzen des Erlaubten herumgeschmachtet.“ Ich sprach nur vom Jahre 1776, und meine Behauptung war gegen eine Äußerung Gruppes gerichtet; später beruhigte sich der ungestüme Drang, und seit dem Jahre 1781 erfreuten sich die Liebenden des Glückes reinsten Vertrauens und innigster Anhänglichkeit, ohne sich eines Vergehens gegen die Heiligkeit der Ehe schuldig gemacht zu haben. Wozu sich ein Jesuitenpater im Angesichte der gebildeten Welt hinreißen lassen kann, zeigt die Äußerung: „Weit entfernt über Dünkers persönliche Schuld oder Unschuld richten zu wollen, darüber mag er Gott Rede stehen.“ Ich hoffe mein redliches Streben im Dienste der Wissenschaft vor dem Gotte der Wahrheit besser verantworten zu können, als der Jesuit seine gewissenlose Entstellung *ad maiorem ecclesiae gloriam*. Doch noch einige Blumen möchten wir aus diesem verzauberten Garten pflücken.

Schon ehe Goethe nach Weimar kam, hatte der junge Herzog den Entschluß gefaßt, den Ilmenauer Bergbau zum Segen Ilmenaus und der ganzen Umgegend, die während der Einstellung der Arbeit immermehr verarmt war, wieder aufzunehmen. Jeder, dem das herrliche Gedicht „Ilmenau“ von 1783 bekannt ist, weiß von der einst herrschenden Not. Goethe freute sich umso mehr über des Herzogs edeln Entschluß, als es ihm vor allem darauf ankam, diesen in einer nachhaltigen Thätigkeit zum Besten des Landes zu sehen. Über ein so preiswürdiges Unternehmen geifert Baumgartner: „Silber, Silber! Das war ein nicht minder lockendes Lösungswort als Poesie und Natur. Goethe, der noch 1776 in Frankfurt Geld pumpen mußte, wußte solche Hoffnungen zu schätzen. Dazu war um Ilmenau herum auch viel »Natur«, schöne Berge, Thäler, Schluchten, Aussichten, auch lustige Landleute und fröhliche Mädchen.“ Freilich fand Goethe die Gegend von Ilmenau herrlich, wie die von Roßberg, aber lustige Landleute gab es dort so wenig als fröhliche Mädchen, und nicht ihretwegen wurde das schwierige Unternehmen aufgenommen. Baumgartner scheut sich nicht, dasselbe einen Schwindel (S. 361) zu nennen und es mit dem Treiben neuerer „Gründer“ zu vergleichen. Weder Goethe noch die übrigen Kommissionsmitglieder hätten etwas von der Sache verstanden. Unredlich verschweigt er, daß man gleich anfangs den Viceberghauptmann von Trebra aus Marienberg heranzog, um ihn sein fachkundiges Urteil über den zu erwartenden Erfolg abgeben und den Plan des dabei einzuschlagenden Verfahrens entwerfen zu lassen; dieser blieb länger als sieben Wochen, und er hatte einen tüchtigen Geschwornen mitgebracht, der angestellt wurde. Auch später geschah alles, um die nötigen Kräfte zu gewinnen. Goethe und sein Mitkommisfar von Voigt haben sich redlich bemüht, das Bergwerk zu heben, was freilich leichter gelungen wäre, wenn es innerhalb eines großen eingerichteten Bergwesens gelegen hätte. Das Unglück der beiden Stollenbrüche war ebensowenig vorauszusehen als der geringe Ertrag. Das Urteil Sachverständiger mußte Goethe und dem Herzog bei der Aufnahme des Ilmenauer Bergbaues genügen, und wenn sie zu jugendlich gutmütige Hoffnungen darauf setzten, so gereicht dies ihrem Herzen ebenso zur Ehre wie die gewissenhafte Sorge um dasselbe ihrem regen Pflichtgefühl. Die schöne Offenheit, mit welcher sich Goethe in den „Tag- und Jahresheften“ über den Mißerfolg äußert, hat Baumgartner zur Herabwürdigung der Sache und Goethes gemißbraucht. Gilt doch von ihm das Wort der „Kenien“ gegen Nicolai: „Betastet er was, gleich ist das Ding auch beschmußt.“ Wäre es ihm um Wahrheit zu thun gewesen, so hätte er die schöne Äußerung Goethes an Voigt vom 11. April 1813 nicht unbenutzt lassen können. Baumgartner hat die Stirn, zu behaupten, Goethe habe beim Ilmenauer Bergbau nur die Absicht gehabt, sich zu amüsiren und sich dem Herzog unentbehrlich zu machen, das Volk habe für seine tollen Wochen und Monate bezahlen müssen. Daß das Unternehmen länger als ein Vierteljahrhundert Ilmenau und der Umgegend zum Segen geworden, und auch

die heutige Blüte der dortigen Industrie aus jenen Jahren mittelbar hervorgegangen ist, überfieht er und bürdet den Schaden dem Volke auf, das ihn garnicht zu tragen hatte.

Sogar die wunderbar rührende, Goethes edles Herz in reinstem Glanze zeigende Weise, wie er sich eines durch verwickelte Schicksale, nicht ohne seine Schuld, in Not geratenen Mannes annahm, ihn aus eignen Mitteln und durch seinen menschenfreundlichen Zuspruch erhielt, entgeht der überall nur Gemeines erblickenden Böswilligkeit nicht. Weil Goethe später den nach Thätigkeit sich sehnen den Unglücklichen, dem er eine Anstellung nicht verschaffen konnte, zu mancherlei Diensten gebrauchte, die ihm Unterhaltung boten und ihm auch einen Zuschuß zu Goethes freiwilliger Gabe eintrugen, soll er nach Baumgartners Darstellung „den armen Hypochonder benutzt haben, damit er fröhlich Theater spielen, mit den Damen liebeln und tausend andre Dinge treiben konnte“ (S. 356). Wer gegenüber den erhaltenen zwanzig Briefen Goethes an den Unglücklichen ein solches Urtheil zu fällen wagt, der muß jedes edeln menschlichen Gefühles bar sein oder — die Mission haben, Goethe zu verunglimpfen, um dem unkundigen Leser schadenfroh zuzurufen: „Das ist der Göze des glaubenlosen Protestantismus und des Liberalismus!“

Auch ein schlechter Sohn muß Goethe gewesen sein, damit Baumgartner sich mit einem „Pfui!“ von ihm abwenden kann; er hat alle Zukunftshoffnungen des Vaters zerstört, weil er, statt in Frankfurt zu bleiben, sich einem von diesem stets mit vorurtheilsvollem Mißtrauen angesehenen Fürstenhofs widmete (S. 428). Was würde Baumgartner sagen, wenn ein Vater, weil er darauf gerechnet, der Sohn werde immer an seiner Seite bleiben, ihm die Erlaubnis versagte, in den alle Familienbände zerreißen den Jesuitenorden zu treten? Goethe konnte nach Baumgartner kein „wackerer, edel denkender Sohn“ sein, weil er dem Drange seines Geistes folgte, Frankfurt verließ, wo er nicht zur vollsten Entwicklung gelangen konnte; er sollte dem Rufe des ihm gewogenen Schicksals nicht folgen, welches ihm das vollste Zutrauen eines jungen Fürsten schenkte, der ihm eine ehrenvolle Laufbahn eröffnete und in der ihm fremden angestregten Thätigkeit ihm ein Gegengewicht gegen die leichte Entzündbarkeit seines Herzens gab. Leichtfertig, wie immer, behauptet Baumgartner, die Freude über den Besuch seines Sohnes in Begleitung des Herzogs habe des Alten Geist verwirrt — eine für Baumgartners Zweck ganz unnötige Unwahrheit; denn wir wissen, daß der Geist des Vaters schon früher abgestumpft war. Bitter empfand dies Goethe, der kurz vor jenem Besuche an die Mutter schrieb: „Gott hat nicht gewollt, daß der Vater die so sehnlich gewünschten Früchte genießen solle; er hat ihm den Appetit verdorben. Nun so sei's!“ Freilich hatte die Ankunft seines Wolfgang dem Vater eine solche Freude bereitet, daß die Mutter fürchtete, er sterbe auf der Stelle, und er noch lange nicht recht zu sich kommen konnte. Wie wenn Johann Kaspar wirklich in der seligen Freude über des Sohnes

Ankunft gestorben wäre? Baumgartner würde dann Goethe wohl zum Vaternörder gemacht haben! Daß der Alte über die Anstellung des Sohnes, zu welcher der Hof bei den Eltern die Erlaubnis einholen ließ, wirklich erfreut war, zeigt sein einen Monat nach derselben geschriebener Brief an Schönborn. Freilich fiel ihm die Abwesenheit des Sohnes oft schwer aufs Herz, und der Schmerz darüber mag mit zu der Abstumpfung seiner Seele beigetragen haben. Aber sollte Wolfgang dies wirklich gefürchtet haben? und mußte er, um die letzten Lebensjahre seines Vaters zu verschönen, dem Drange seines Geistes widerstreben, obgleich er nach seiner Erfahrung wußte, daß ein behagliches Zusammenleben mit ihm unmöglich war? Mönch hätte Wolfgang wohl werden und dabei ein guter Sohn bleiben können, hätte dies dem Alten auch das Herz gebrochen; nur dem Drange seines Genius durfte er nicht folgen.

Zum Schlusse (denn wer möchte diesen labyrinthischen Abgrund von Bosheiten erschöpfen wollen!) noch einige Worte über Goethes Eintritt in den von den Jesuiten tödtlich gehaßten Freimaurerorden. Er soll „sich um das Schurzfell bemüht haben, um von Brüdern und Schwestern gepriesen zu werden“ (S. 465), auch dem Einfluß des Ordens später vielleicht zu gutem Theil seine Macht, seinen Ruhm und seine literarische Weltstellung verdankt haben. Was doch die Freimaurer nicht alles verschulden! Das, was ihn zum Eintritt in den Orden veranlaßte, hat Goethe in dem von Baumgartner selbst angeführten Briefe an Fritsch so prosaisch nüchtern als möglich ausgesprochen. Dadurch seinen Einfluß als Schriftsteller zu heben, konnte ihm damals (im Jahre 1780) umsoweniger einfallen, als ihm jeder literarische Ruhm und Erwerb fern lag, er, der nach Baumgartner so geldsüchtig war, seine berühmten Werke den Nachdruckern preisgab, nichts zur Veröffentlichung bestimmte; erst als er im Jahre 1786 dem Drange nach Italien nicht länger widerstehen konnte, dachte er an eine Ausgabe seiner Werke, deren Honorar ihm eine Beisteuer zu den Kosten seiner Reise geben sollte. Zu den tollsten Einfällen Baumgartners gehört die Behauptung (S. 464), ein französisches Lied in einem französischen, zu Köln im Jahre 1804 erschienenen Freimaurerliederbuche „werfe ein erklärendes Licht auf Goethes Philosophie, Poesie und Leben.“ In diesem heißt es, die einfache Natur vereinige in einem Maurer den lächelnden Epikur und den göttlichen Plato, und zur Entschuldigung des Fernhaltens der Frauen von den Festversammlungen wird in einer Anrede an die „zärtliche Liebe“ bemerkt, des Maurers Seele widerstrebe ihr nicht beständig, seine Seufzer lobten die Süßigkeiten ihres Gesetzes und beim Verlassen der Loge gehöre jeder Bruder ihr an. Baumgartner muß nach seiner Bemerkung etwas sehr Schlimmes darin gefunden haben, ohne Zweifel die Andeutung, daß die Brüder entschiedne Epikureer seien (trotz des „göttlichen“ Plato) und außerhalb der Loge sich dem freiesten Liebesgenuße hingegen hätten; denn wie sollte sonst dieses Lied ein erklärendes Licht auf „Goethes Philosophie, Poesie und Leben“ werfen, die der Jesuit sich alle gleich schlecht denkt.

Aber wäre auch diese alberne Deutung so wahr, wie sie falsch ist, was hat ein französisches Freimaurerlied in dem damals französischen Köln mit Goethe und der längst geschlossenen Weimariſchen Loge zu thun? Freilich ſoll ſich in dieſer Viederſammlung auch „Goethes Name brüderlich neben dem Voltaires finden.“ Welch ein Verbrechen! Ein eigentliches Freimaurerlied Goethes kann nicht darin geſtanden haben, da dieſer damals noch kein ſolches veröffentlicht hatte; wahrſcheinlich hatte man ſein weitverbreitetes „Bundeslied“ darin aufgenommen. Nur deſhalb würde dieſer Recueil des cantiques maçonniques in der Goethe-literatur Erwähnung verdienen. In der Weimariſchen Loge ſaßen ſo ernſte Männer wie Fritſch, Bertuch, Bode, denen man kein ſo liederliches Leben aufbürden darf, wie der Jeſuit zu ſeinem böſen Zwecke es thun möchte. Waren etwa auch die Logen zu Erfurt und Gotha Brutſtätten der Viederlichkeit? Und Goethe, der ſich in den achtziger Jahren im innigſten Vertrauen der Frau von Stein ganz glücklich fühlte, ſollte außerhalb der Loge ein Libertiner geweſen ſein? Vor ſolcher Verdächtigung würde „mirſ grauen,“ wäre ſie nicht zu albern. Aber zum franzöſiſchen Liede ſoll „ein ſinniges Echo“ in Goethes „Gegentoaſt der Schweſtern“ (vom Jahre 1820) ſich finden, wo es heißt:

Und indem wir eure Lieder
Denken keineswegs zu ſtören,
Fragen alle ſich die Brüder,
Was ſie ohne Schweſtern wären,

was doch nur heißen kann, daß die Brüder der Schweſtern bedürfen. Baumgartner muß auch darin etwas Unſittliches wittern. Wie es ſich mit dieſem „Gegentoaſt“ eigentlich verhält, konnte er freilich nicht wiſſen; es iſt das von mir zuerſt in dieſen Blättern kürzlich (Heft 38) mitgeteilt worden. Auch die Veranlaſſung zu den Liedern „Symbolum“ und „Verſchwiegenheit“ iſt erſt in demſelben Aufſatz angegeben. Aber längſt war bekannt, daß keines dieſer Logenlieder vor 1815 fällt, weßhalb Baumgartner derſelben in ſeinem erſten Bande garnicht gedenken durfte. Wie es ſich mit den Schweſternlogen verhält, war Baumgartner offenbar ein Geheimnis. Nur bei beſonders feſtlichen Verſammlungen wurden auch die Damen nach einem beſondern Ritual zugelassen, ſo am Erinnerungstage an die Herzogin-Mutter, bei Wielands und bei Goethes Totenfeier. Auch ſchon im Jahre 1783 wurden die Schweſtern zugezogen; denn am 16. März gab der Herzog, wie es im Jouriebuche heißt, „im Saale (des Schloſſes) ſämtlichen Brüdern und Schweſtern eine Suppe von 64 Kouberts.“ Von frühern Freimaurerliedern Goethes wiſſen wir nur, daß er im Jahre 1781 mehrere Lieder „im Sinne ſeiner Maurerei“ machen wollte, von denen er eines am 20. Juli zur Kompoſition an Freund Kayſer ſandte. Baumgartner erwähnt das natürlich nicht.

Dieſe Beiſpiele mögen zum Beweiſe der Behauptung genügen, daß Baumgartner Goethes Sein und Wirken böswillig gefälscht, ſeine Sittlichkeit verleumdet,

ihm überall die schlimmsten Absichten untergeschoben hat. Von seinen herrlichen Gottesgaben, seinem frischen Gottvertrauen, seiner demütigen Bescheidenheit, seinem gewissenhaften Ernste, seiner Entsagungskraft, seinem reinen Herzen, seiner hohen Wahrheitsliebe, seiner Menschenfreundlichkeit, dem Bewußtsein des Einheitspunktes seiner so verschiedenartigen Bestrebungen, und allen Tugenden, welche die Blüte einer edeln, guten Seele sind, findet sich in dieser Inquisitionsschrift keine Spur; alle Lichter sind ausgelöscht, alles Hohe ins Gemeine herabgezogen und der ganze Ton unwürdig, oft possenhast. So heißt es S. 316, Goethe sei „mit Schulden und einem sogenannten Korbe“ in Weimar angekommen. Wußte Baumgartner etwa nicht, daß Goethe ein wohlhabender Bürgersohn, ein Enkel des Schultheißens war und ehrenvoll in einem herzoglichen Wagen in Weimar eintraf, versehen mit allem, was zu einer Reise nach Stalien erforderlich war? wußte er nicht, daß Goethe sich mit schwerem Herzen bestimmen ließ, in Weimar zu bleiben? Selbst daß Lenz und Klinger „Hungerleider“ geschimpft werden, muß jedes edle Herz empören. Auch als Dichter hat Baumgartner Goethe selten Gerechtigkeit widerfahren lassen, und selbst die Anerkennung, die er der „Sphigene“ und dem „Tasso“ zollt, kommt nicht von Herzen und ist nicht rein. Erklärt er doch sogar erstere, wie es schon der halbheilige Stolberg gethan, für keine selbständige Dichtung, obgleich Goethe so frei wie die großen attischen Dichter die Sage künstlerisch gestaltet und ihr echt christlichen Geist eingehaucht hat. Baumgartner wirft ihm sogar vor (und er weiß sich viel damit), er habe „die konkrete patriotisch-religiöse Beziehung der Sage zu einem bestimmten Heiligtum“ aufgeopfert; als ob daran etwas Sittliches hänge, und der deutsche Dichter nicht das höchste Lob verdiente, weil er die Gottheit nicht den Raub befehlen und beschützen ließ. Doch über derartige Dinge wollen wir mit einem Recht und Wahrheit höhnnenden Gegner des edeln Menschen und großen Dichters nicht rechten.



Das Malerische in der Plastik.

Von Hermann Lücke.



ie Frage nach den Grenzen zwischen Malerei und Plastik, insbesondere der Reliefplastik, bildet den Gegenstand einer sehr beachtenswerten, vor nicht langer Zeit publizirten Abhandlung von Guido Hauck.*) Den nächsten Anlaß zur Erörterung des interessanten Problems gaben dem Verfasser die pergamenischen Reliefs des Berliner Museums; er bemerkt gleich zu Anfang der Abhandlung: „Die Forschungen,

*) Die Grenzen zwischen Malerei und Plastik und die Gesetze des Reliefs. Rede am Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers und Königs in der Aula der königlichen technischen Grenzboten IV. 1885.